

Eine Martyrin der Nächstenliebe.

anzunehmen. Schon hatten wir die Kiste so ziemlich geräumt, und noch immer war nichts zu sehen. Da plötzlich schnellte die Schlange wie ein Blitz in die Höhe und wollte schon auf Bruder Hildebert losgehen, als sie durch einen wohlgezielten Schlag eines Kaffernjungen zu Boden gestreckt wurde. Noch ein paar Hiebe, und es war ihr dauernd die Luft benommen, nochmals in ein Haus und gar in den oberen Stock zu kommen.

Eine Martyrin der Nächstenliebe.

Bamania (Kongo). — Es war im Mai des Jahres 1901, da meldete sich eines Morgens auf der hiesigen Missionsstation (Kongo) ein etwa 17 Jahre altes, heidnisches Mädchen, und bat gar dringend um Aufnahme. Die Bitte wurde ihr mit Freuden gewährt, doch sahen wir bald, daß das arme Mädchen die Pocken gehabt hatte und noch nicht ganz von der schrecklichen Krankheit geheilt war. Zu ihrem tiefen Leidwesen mußten wir sie also von den übrigen Kindern absondern und brachten sie hierauf in ein Haus im Walde, das eigens für solche Kranke erbaut worden war und von uns Schwestern besorgt wurde.

Mobeka, — dies der Name unseres neuen Pflinglings, — war im Kriege geraubt und verkauft worden. Zuletzt hielt sie sich im nahen Städtchen auf; als man aber merkte, daß sie die Pocken habe, ward sie aus Furcht vor der Ansteckung verstoßen, sodaß sie nun ohne Hilfe und Obdach viele Tage im schrecklichen Urwald zubrachte. Gar oft erzählte sie uns später von dem namenlosen Elend, das sie in jener Zeit erduldet. Dem armen, sterbenskranken Kind fehlte einfach alles. Nicht einmal einen Trunk Wasser konnte sie in ihrer Fieberglut bekommen, geschweige denn ein wohltuendes Feuerchen, das dem armen Schwarzen so unentbehrlich scheint, selbst in gesunden Tagen. Zuweilen kroch sie, von entsetzlichem Hunger gequält, während der Nacht auf Händen und Füßen zu einem Hause, um in der Nähe nach weggeworfenen Speiseresten zu suchen. O, was waren das für lange Tage und endlose Nächte für das kranke, verstoßene und hungernde Mädchen! Doch dieses ihr leibliches Elend sollte für sie die Quelle großen geistigen Gewinnes werden. Mobeka schrie in ihrer Not zu Gott, von dessen Größe und Erbarmung sie schon zuweilen gehört hatte, nahm sich vor, dem heidnischen Leben und Treiben für immer Lebewohl zu sagen und zur katholischen Missionsstation zu gehen, um hier Gott zu suchen und Christin zu werden. Gesagt, getan!...

Dahier, im Pockenhospital, erholte sie sich schnell wieder, und kaum genesen, nahm sie sich voll Liebe der anderen Kranken an, sodaß wir sie bald recht lieb gewannen. Sie war von ernstem, gefestigtem Charakter und zeigte großes Geschick zu jeglicher Arbeit. Gab es irgendwo etwas Schwierigeres zu tun, so hieß es allgemein: „Da müssen wir Mobeka rufen; auf die kann man sich verlassen!“

Nicht weniger fleißig und geschickt zeigte sie sich später beim Unterricht. Schwester Lehrerin hatte große Freude an ihr, und bereitete sie mit vieler Sorgfalt auf den Empfang der hl. Taufe vor. Endlich kam der große Tag, nach dem sich das gute Kind schon lange so sehr gesehnt hatte. Mobeka empfing die hl. Taufe und erhielt dabei den Namen Kaveria. Im Laufe des Nachmittags machte die Schwester Lehrerin mit den neugetauften Mädchen einen kleinen Ausflug. Man sang verschiedene christliche Lieder, und eines

der Mädchen spielte auf einer Handharmonika. Wir ruhten dann, — so erzählt die Berichterstatterin weiter, — im Walde auf einem Baumstamme aus und aßen Zuckerrohr und Orangen. Aus den Augen der guten Kinder aber strahlte ein solches Glück und ein solch stiller, seliger Frieden, daß ich die Kraft und die Schönheit unseres heiligen Glaubens nicht genug bewundern konnte. Die Fröhlichste und Glücklichste von allen aber war unsere Kaveria. „O, welch' ein Glück!“ rief sie wiederholt aus, „welch' ein Glück, Christin und Kind Gottes zu sein!“ —

Um diese Zeit begann auch in hiesiger Gegend die furchtbare Schlafkrankheit sich bemerkbar zu machen, die seitdem in ganz Zentralafrika schon weite Gebiete vollständig entvölkert hat. Um der großen Ansteckungsgefahr nach Kräften vorzubeugen, sahen wir uns gezwungen, die betreffenden Kranken vollständig von den übrigen zu trennen. Zuerst wurde im nahen Wald ein eigenes Krankenhaus für sie gebaut und später, um die Trennung vollständig zu machen, auf einer Insel des Rückflusses. Doch, wo sollte sich ein Mädchen finden, das bereit wäre, unserer Krankenschwester bei diesem gefährlichen Amte dienstbeflissen zur Hand zu gehen? Denn die Gefahr der eigenen Ansteckung lag, zumal für die Schwarzen, furchtbar nahe. Trotzdem sprach manches von uns die Hoffnung aus, Kaveria dürfte sich am ehesten dazu bereit erklären. Und in der Tat, wir hatten uns nicht getäuscht. Uebrigens sollte da jeder Zwang absolut ferne liegen. Man stellte also dem guten Kinde alles vor: die Not der armen Kranken und die Gefahr der eigenen Ansteckung. Die schöne Antwort, welche das heldenmütige, erst kürzlich getaufte Mädchen gab, war: „Ich bin bereit zu gehen! Sollte ich auch später die Krankheit selbst bekommen, so ist es der liebe Gott, der sie mir schickt.“

Von jenem Tage an ging nun Kaveria frohen Mutes mit der Schwester ins Hospital. Da gab's nun viel zu tun: Hier lagen zwei bis drei am Sterben, dort mußte man einer Reihe anderer wie kleinen Kindern das Essen geben, da war schmutzige Wäsche zu reinigen, und dort mußte eine Leiche eingenäht und begraben werden. Wir konnten den Opfermut, den das brave Mädchen dabei befundete, nicht genug bewundern, zumal, da es uns bekannt war, welchen Abscheu sonst die Neger gegen alle diese Sachen haben.

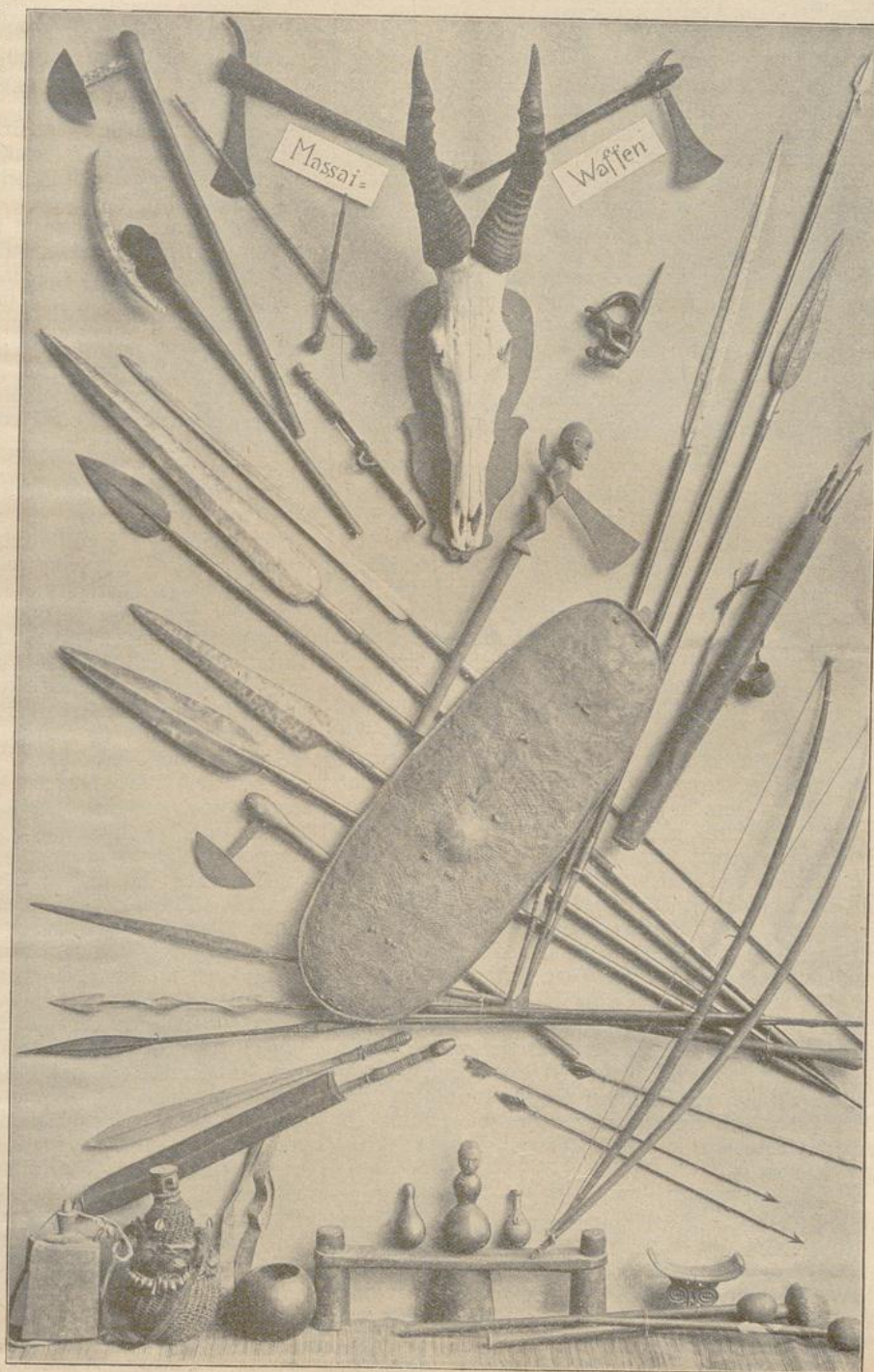
Einmal wurde uns ein 18jähriges Mädchen gebracht, das vom langen Liegen eine arge Wunde bekommen hatte. Es schien, als habe sich aller Krankheitsstoff da hineingezogen. Zuletzt begann das Fleisch zu faulen, sodaß an beiden Seiten die nackten Knochen herauschauten. Es war ein schrecklicher Anblick. Da stellte plötzlich Kaveria die merkwürdige Frage: „Schwester, was meinst du wohl, wenn mir der liebe Gott auch einmal eine solche Wunde schickt, — und ich kann sie leicht bekommen, da ich ja beständig die armen Kranken pflege, — käme ich dann direkt, ohne Fegfeuer, in den Himmel?“ „Ja“, sagte die Schwester, „wenn du die damit verbundenen Schmerzen recht geduldig erträgest, so könntest du dein Fegfeuer schon hienieden durchmachen und dir obendrein großen Lohn für den Himmel verdienen.“ — „O“, rief nun Kaveria aus, „dann will ich aber den lieben Gott bitten, daß er mir vor dem Sterben auch eine solche Wunde schickt.“ Und dieser ihr heldenmütiger Wunsch sollte in der Tat buchstäblich erfüllt werden. Doch, wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

Ein Jahr nach Empfang der hl. Taufe kam für Kaveria die Zeit der Vorbereitung auf ihre erste hl. Kommunion. Da wurde nun auf dem ganzen Weg von der Station bis zum Hospital der Katechismus aufgesagt, damit sie ja bei der Prüfung vor dem Hochw. P. Missionär bestehen möchte. Endlich kam der große Gnadentag, der auch bei den armen Negeren zum schönsten des ganzen Lebens zählt. Unsere Erstkommunikanten bekamen einen weißen Stoff (von ihnen Bolele genannt), den sie in recht malerischem Faltenwurf zu tragen wußten, ein Herz-Jesustapulier und einen Rosenkranz. Letzteren trugen sie am Hals, während ihren schwarzen Wollkopf ein Kränzchen natürlicher oder künstlicher Rosen schmückt. Kaveria war überglücklich an diesem ihrem Ehrentage!

Einige Zeit später verlobte sie sich mit einem christl. Jüngling, der als Maurer auf der Station tätig war, und als das neue Heim, ein hübsches, weiß überlindetes Lehmhäuschen mit einem Vananengarten in der Nähe, fertig war, wurde Hochzeit gehalten. Beim Abschiede aus der Missionschule gab Schw. Oberin dem braven Mädchen ein eigenes, passendes Geschenk, und wir alle freuten uns, eine brave christliche Familie mehr in unserer Nähe zu haben. Eine Menge der besten Segenswünsche folgten dem jungen Ehepaare nach, doch kaum einer derselben sollte in Erfüllung gehen.

Nach wenigen Wochen schon kam Kaveria zur Missionsstation und klagte über heftige Kopfschmerzen. Bald kam sie täglich und bat um Arznei. Wir hielten es anfangs für ein geringes Unwohlsein, das bald vorübergehen würde; doch es sollte anders kommen. Kaveria, die bisher immer

so frisch und munter, so eifrig und fröhlich gewesen war, wurde von Tag zu Tag stiller, schwächer und trauriger, bis sie eines Tages bitterlich weinend gestand, sie habe die Schlafkrankheit, und ihr Mann wolle sie deshalb nicht länger bei sich im gleichen Hause dulden. Wir konnten das Schreckliche gar nicht glauben, rieten ihr Bäder an und gaben ihr Palmöl, sich damit einzureiben. Einige Wochen schwebten wir zwischen Furcht



Selbstverfertigte Waffen der Massai, Deutsch-Ostafrika. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)

und Hoffnung, dann aber ließ es sich nicht mehr leugnen, Xaveria hatte wirklich die Schlafkrankheit und mußte zu den übrigen Kranken nach der Insel verbracht werden.

Als die Krankenschwester, der Xaveria früher so getreulich geholfen hatte, die junge Frau so traurig und verlassen unter den übrigen Kranken sitzen sah, kamen ihr unwillkürlich die Tränen in die Augen. Unfähig, ein Wort zu reden, saßen sich beide eine Weile gegenüber, dann begann die Schwester: „Xaveria, der liebe Gott ist es, der dir diese Krankheit geschildert hat; willst du sie nun auch geduldig und mit Ergebung in seinen hl. Willen annehmen?“ — „Ja“, sagte sie, „der liebe Gott will es so haben; es ist also gut und ich bin zufrieden.“ Von da an schwand ihre anfängliche Traurigkeit, sie fügte sich in ihre traurige Lage und begann, soweit ihre schwachen Kräfte noch reichten, sich überall nützlich zu machen. Hier gab sie einem Kranken Wasser zu trinken, dort ordnete sie eine Lagerstätte oder stand einem Sterbenden in der letzten Not bei. Nie sah man sie unzufrieden und nie kam eine Klage über ihre Lippen. Noch einigemal hatte sie das Glück, die hl. Kommunion zu empfangen. Das war dann jedesmal ein wahrer Freudentag für die arme Kranke.

Ihr leibliches Befinden aber wurde zusehends schlimmer, ja, eines Tages bemerkte die Krankenschwester mit Schrecken, daß Xaveria an beiden Seiten genau dieselben Wunden bekam, wie jenes Mädchen, das sie gemeinschaftlich früher gepflegt hatten. Nach 14 Tagen lagen die Hüftknochen offen da. „Xaveria“, sprach nun die Schwester, „erinnerst du dich noch des Wunsches, den du damals geäußert, als wir die Wunden jenes kranken Mädchens reinigten? Siehe, der liebe Gott hat nun deine Bitte erhört. Darum frischen Mut, liebe Xaveria, bald, bald wirst du beim lieben Heiland im Himmel sein, und er wird es dir hundertfach vergelten, was du für ihn hienieden getan!“ — Da kam ein so glückseliges Lächeln über die stillen, abgemagerten Züge der jungen Frau, daß man sie beinahe um ihr Glück hätte beneiden mögen. „Xaveria“, fuhr die Schwester fort, „wirst du, wenn du einmal beim lieben Gott im Himmel bist, auch unser gedanken, der Patres und Schwestern, der Neubekehrten und Katechumenen, auch der lieben Wohltäter, die uns schon so viel Gutes getan haben?“ — „Ja, das will ich, wenn ich irgend etwas bei Gott vermag! Ich werde euch wahrlich nicht vergessen, denn ihr habt mir unendlich viel Gutes getan seit dem Tage, da ich krank und hungrig an eurer Türe anklopfte.“

So vergingen noch einige Tage. Während die anderen Schlafkranken zuletzt ganz stumpfsinnig werden, blieb ihr Verstand hell und klar, bis zur letzten Stunde. Jedenfalls war das auch eine Folge der großen Wunden, worin sich die schlechten Säfte vereinigten. Bei Abwesenheit der Schwester verpflegte die Kranke ein naher Anverwandter, der ihr mit großer Liebe zugetan war.

Als die Schwester eines Morgens wieder kam, gingen ihr die andern Kranken entgegen und meldeten betrübten Herzens: „Xaveria ist tot; soeben ist sie still und ruhig verschieden!“ — Tief ergriffen drückte ihr die Schwester die Augen zu, nähte die Leiche nach Regensitte in ein Tuch ein und begrub sie unter den Bäumen des Urwaldes.

Hier, auf einem gar stillen, ruhigen Plätzchen, harret ihre sterbliche Hülle des großen Tages der

Auferstehung. Wir aber geben uns der sicheren Hoffnung hin, an ihr eine getreue Fürsprecherin im Himmel gefunden zu haben, denn sie war eine gute, reine Seele, und starb als eine wahre Märtyrin der Nächstenliebe.

Ein Ausflug ins Ibisital.

Von Schw. Friederika, C. P. S.

Lourdes. — Es war am Feste des hl. Antonius d. J., als zwei unserer Missionschwesteren dahier ein Gefährt bestiegen, um zum erstenmale nach der neuen Mission im Ibisital zu fahren. Bruder Hugo, Schaffner in Lourdes, machte den Kutscher, und da eben Mutter Vikarin, Ven. Sr. Adelheid, auf Besuch hier weilte, fuhr sie bis Emaus mit, um daselbst den Ehrw. Vater Franz, den Stifter unserer Schwestern-Kongregation, zu besuchen.

Nach kurzer Rast ging es weiter, dem Umzimkulu zu. Hier hatten wir etwa halb Weg, d. h. zirka 20 englische Meilen; wohl fuhren wir auf ziemlich guter Poststraße, allein die vielen steilen Berge stellten an die waderen Pferde immerhin eine bedeutende Anforderung. Es war mitten im Winter, und da ist es auch im Innern Südafrikas, zumal in früher Morgenstunde, oft bitter kalt. Heuer war die Kälte schon einige Wochen früher als gewöhnlich eingetroffen, und so sahen wir zu unserem Leidwesen in den Feldern, die rechts und links vom Wege lagen, den Mais vielfach erfroren. Auch das Gras war schon völlig dürr und abgestorben, sodaß für das Vieh, das hier auch zur Winterszeit im Freien weidet, — Stallfütterung kennt der Schwarze einfach nicht, — nur eine spärliche Weide übrig ist.

Inzwischen harrten die Kaffern im Ibisital mit Sehnsucht auf unsere Ankunft. Sie wußten, daß wir Schwestern kommen würden, und auch Rev. P. Apollinaris, Rektor und Missionär von Lourdes, sollte noch eintreffen und am nächsten Morgen bei ihnen die erste hl. Messe lesen. Das war ein Ereignis, das natürlich die Gemüter aller in Spannung hielt. Schon lange hielten sie von einem hohen Berge herab Ausschau, ob wir noch nicht kommen würden. Ihre Geduld wurde dabei auf eine ziemliche Probe gestellt, denn Mittag war schon längst vorbei, und noch immer konnten sie nichts von einem Gefährt erblicken. Uebrigens bedeutet eine Strecke von 40 englischen Meilen oder 13½ deutschen Wegstunden eine respectable Tagesfahrt. Endlich trafen wir ein. War das nun ein Schauen, Jubeln und Begrüßen! Denn viele von ihnen hatten noch nie eine Missionschwester in ihrer fremden, seltsamen Ordenstracht gesehen. Noch waren sie in ihrem Staunen und Jubeln begriffen, da hieß es schon: „Der P. Missionär kommt!“ P. Rektor hatte in Lourdes während des Vormittags noch Beicht gehört und war mit seinem schwarzen Katecheten erst gegen 11 Uhr von der Station weggeritten. Der Reitweg ist bedeutend kürzer als der Fahrweg, aber auch viel beschwerlicher. Alle knieten nieder und baten ihn um den hl. Segen. Dann führten sie uns in die nach ihren Begriffen festlich geschmückten Wohnungen. Für uns Schwestern war ein eigener Kraal hergerichtet; er war mit allem Nötigen: Tisch, Bank, Bett usw. ausgestattet, was in einem Kaffernkraal schon etwas heißen will.

Nach einem kleinen Imbiß gingen wir jedoch wieder ins Freie, zumal da gerade ein recht milder und angenehmer Abend war. Schnell scharten sich